

## Logistische Zeichensprache und Philosophie.

Von Josef de Vries S. J.

Die Vertreter der Logistik beklagen es nicht selten, daß die Philosophen ihrer Wissenschaft so zurückhaltend oder geradezu ablehnend gegenüberstehen. Durch dieses Sichverschließen gegenüber den gewaltigen, durch die Logistik erzielten Fortschritten der Logik, meint man, beraube die Philosophie sich selber ihrer schönsten Aussichten. Durch die Anwendung der logistischen Zeichensprache würde die Philosophie endlich von so manchen Unklarheiten und Verschwommenheiten des sprachlichen Ausdrucks befreit, die so häufigen Mißverständnisse und reinen Wortstreitereien würden ein für allemal ausgeschaltet, die Beweise ließen sich mit mathematischer, unwiderleglicher Strenge führen und so manche bisher heiß umstrittene Frage ließe sich mit einer für alle zwingenden Logik endgültig lösen. Kurz, die Philosophie wäre endlich dagegen gesichert, immer wieder zu bloßer Begriffsdichtung herabzusinken, sie könnte sich endlich durch standfeste Ergebnisse unwiderleglich als echte Wissenschaft ausweisen.

Nach andern, wie etwa *H. Scholz*<sup>1</sup>, bietet die Logistik der Philosophie nicht nur ein Beweisverfahren von bisher unerreichter Strenge, sondern durch ihre Hineinbeziehung wird der Philosophie ein ganz neuer Sinn und Inhalt gegeben. Philosophie als Wissenschaft ist überhaupt nur möglich als „exakte Grundlagenforschung“ im Sinn der Logistik. Ihre Aufgabe ist es, die allgemeinen, d. h. in jeder möglichen Welt geltenden Grundsätze, die allen Beweisen zugrunde liegen, möglichst vollzählig aufzufinden und in einer logistischen „Fundamentalsprache“ zum Ausdruck zu bringen, um sie so vor jeder Mehrdeutigkeit zu bewahren. Insofern die Sätze der so aufgefaßten Philosophie in ihrer Geltung nicht auf die wirklich bestehende („physische“) Welt eingeschränkt sind, ist sie „Metaphysik“; wird sie aber mit der Gesamtheit der „theoretisierbaren“ Wissenschaften verglichen, so stellt sie sich als allgemeine Logik heraus, da sie die in jedem Bereich geltenden Umformungsregeln, d. h. die allgemeinen Schlußregeln bietet.

Ist es wirklich nur Unverständnis, Vorurteil und rein gefühlsmäßige Abneigung, was die meisten Philosophen gegenüber der Logistik so zurückhaltend sein läßt? Es ist nicht unsere Absicht, diese Frage auf den folgenden wenigen Seiten erschöpfend zu behandeln. Nur auf einige, von den Vertretern der Logistik meist übersehene Gesichtspunkte soll hingewiesen werden; so wird sich

<sup>1</sup> Was ist Philosophie?, Berlin 1940; vgl. unsere Besprechung in Schol 16 (1941) 133 f.

vielleicht zeigen, daß die Dinge doch nicht so einfach liegen, wie man vielfach meint, und daß die zurückhaltende Stellung der Philosophie, insbesondere der scholastischen Philosophie, verständlich ist.

Wir beginnen mit dem Besonderen der zuletzt erwähnten, aber sicher nicht vereinzelt Auffassung von H. Scholz. Hier erscheint die Philosophie als gleichbedeutend mit allgemeiner Logik, die unter anderer Rücksicht auch den Namen „Metaphysik“ führen kann. Sachlich scheint also eine *Gleichsetzung von Logik und Metaphysik* vorzuliegen. Ist es wirklich so gemeint, so ist man versucht, zu sagen: Die Tatsache allein, daß trotz aller Exaktheit der logistischen Zeichensprache der grundlegende Unterschied von Metaphysik und Logik verwischt werden konnte, beweist schon, daß für die Schärfe philosophischer Begriffsbildung ganz andere Umstände letztlich entscheidend sind.

Die Gleichsetzung von Metaphysik und Logik, wie sie Scholz andeutet, würde, folgerichtig zu Ende gedacht, darauf hinauslaufen, daß echte Metaphysik überhaupt gestrichen und die Philosophie in bloße Logik aufgelöst würde. Denn der einzige Gegenstand dieser „Metaphysik“ sollen ja allem Anschein nach die in allen Wissenschaften geltenden Umformungsregeln (Schlußregeln) sein. Wenn es sich wirklich so verhielte, dann gäbe es außer den formalen, die logischen Verhältnisse der gedanklichen Inhalte wiedergebenden Grundsätzen keine andern „universellen Grundsätze“ mehr. Das würde aber heißen: Die inhaltlichen Grundsätze (*principia materialia*), von denen alles Schließen seinen Ausgang nimmt, d. h. die ersten, selbst nicht mehr vermittelten Prämissen sind stets, um mit Scholz zu reden, „individuelle Grundsätze“ einer besonderen theoretisierten Satzmenge oder, scholastisch gesprochen, besondere Grundsätze (*principia propria*) der jeweiligen Einzelwissenschaft. Gemeinsame Grundsätze (*principia communia*) inhaltlicher Art, die allen Einzelwissenschaften zugrunde liegen, gäbe es also nicht. Nur derartige gemeinsame Grundsätze wären aber metaphysische Grundsätze. Metaphysik, Ontologie, hat es ja nicht mit den logischen Beziehungen zwischen unsern abstrakten Denkinhalten zu tun, die sich für den tatsächlichen Vollzug des Denkens als Denkregeln (etwa Schlußregeln) darstellen, sondern mit dem, was in den Gegenständen des Denkens das Allgemeinste und „Erste“ ist, d. h. was die Grundbedingung dafür ist, daß ein besonderer Gegenstandsbereich überhaupt Gegenstand geistiger Erkenntnis und damit einer Wissenschaft sein kann, und das ist das Sein des Seienden. Gewiß werden die mit dem Seienden als solchen gegebenen Grundsätze in den Einzelwissenschaften nicht ausdrücklich zum Gegenstand gemacht, sondern stillschweigend vorausgesetzt; das hindert aber nicht, daß Grundsätze dieser Art als

„gemeinsame Grundsätze“ tatsächlich allen Einzelwissenschaften ihre letzte Grundlage bieten.

Wird das Bestehen einer Metaphysik in diesem Sinn geleugnet, so bedeutet das entweder die Leugnung des allumfassenden Charakters (der „Transzendenz“) des Seinsbegriffes oder wenigstens die Leugnung der Erkennbarkeit jedes allgemeinen, von allem Seienden als solchen aussagbaren Sachverhaltes — denn ein metaphysischer Grundsatz besagt ja nicht bloß den Begriff des Seienden, sondern sagt vom Seienden als solchen etwas, was ihm notwendig zukommt, aus. Im ersten Fall ergäbe sich eine beziehungslos nebeneinanderstehende Mehrheit von Gegenstandsbereichen und Einzelwissenschaften ohne jede übergreifende Einheit. Im andern Fall bliebe zwar allenfalls noch ein gemeinsamer Begriff, aber dieser wäre völlig unfruchtbar und für die Einzelwissenschaften im Grunde bedeutungslos; jede Einzelwissenschaft als ein Ganzes von Sätzen würde einen gänzlich voraussetzungslosen Neuanfang bedeuten und daher wiederum beziehungslos neben den andern Wissenschaften stehen; es wäre nicht einzusehen, warum die Ergebnisse einer Wissenschaft nicht denen einer andern widersprechen könnten.

Oder kann etwa die allgemeine Logik allein den inneren Zusammenhalt der verschiedenen Einzelwissenschaften schaffen? Aber die allgemeine Logik müßte ja folgerichtig auch fallen, wenn ihre Grundlage, die allgemeine Metaphysik, ihr entzogen ist. Daß auch die Logik nicht völlig eigenen Rechtes ist, sondern auf metaphysischen Grundlagen aufruhet, wird zwar sehr wenig beachtet, ist aber darum nicht weniger wahr. Die allgemeine Logik hat ja nichts anderes zum Gegenstand als die Ordnung der Denkinhalte, in der sich bestimmte Wesensverhalte des Seienden selbst entsprechend unserer menschlichen Denkweise widerspiegeln<sup>2</sup>. Werden die zugrunde liegenden Seinsverhältnisse geleugnet oder für unerkennbar erklärt, so ist nicht mehr einzusehen, was den Denkinhalten die Notwendigkeit auferlegt, so und nicht anders verbunden zu werden. Wenn z. B. das Seiende selbst nicht durch sein Sein das gleichzeitige Nichtsein ausschliesse, wäre nicht einzusehen, warum die Bejahung eines Sachverhaltes mit seiner gleichzeitigen Verneinung

---

<sup>2</sup> Wenn damit die Logik auf unsere menschliche *Denkweise* bezogen wird, so hat das mit Psychologismus nichts zu tun. Selbstverständlich beruht die Geltung der mit den Hilfsmitteln der Logik erarbeiteten *Denkinhalte* nicht auf der besondern menschlichen Denkweise, sondern auf dem Sein des Gegenstandes und ist deshalb „absolut“. Aber daß wir an das Sein des Gegenstandes oft nur durch ein logisches Erarbeiten herankommen, das beruht auf der besondern menschlichen Denkweise. Ein Verstand, der nicht, wie der unsrige, in abstrakten Begriffen zunächst nur Teilmomente des Gegenstandes erfaßt, sondern in geistiger Anschauung das Ganze des Gegenstandes mit einem Blick allseitig durchschaut, bedarf unserer Logik nicht.

unvereinbar sein sollte. Die logische Notwendigkeit der Denkordnung beruht also auf der metaphysischen Notwendigkeit der Seinsordnung.

Aus allem ergibt sich, daß die Gleichsetzung der Philosophie mit allgemeiner Logik unhaltbar ist. Diese Auffassung ist indes nicht notwendig mit der Logistik verbunden. Wesentlich ist der Logistik nur die Verwendung der nach dem Vorbild der Mathematik geschaffenen Zeichensprache zur Bezeichnung der logischen Verhältnisse und Denkschritte. Auch die Inhalte, zwischen denen die formalen logischen Beziehungen bestehen, werden dabei durch willkürliche Zeichen — etwa durch Buchstaben — vertreten. Dadurch soll zunächst eine Entlastung des Denkens erreicht werden, da man während des Vollzugs der logischen Umformungen und Ableitungen an die Bedeutung der die Inhalte vertretenden Zeichen nicht mehr zu denken braucht. Schon hier regt sich uns freilich der Zweifel, ob dieses anscheinend so „wirtschaftliche“ Regeln und Beschränken der Denktätigkeit wirklich für jedermann eine Erleichterung bedeutet. Gibt es nicht vielleicht Menschen, denen der Zwang zu inhaltleerem Denken gerade im Gegenteil eine Erschwerung bedeutet? Der Schreiber dieser Zeilen hat jedenfalls bei sich selber öfters die Erfahrung gemacht, daß er z. B. bei Verwendung der doch gewiß geläufigen Zeichen S, M, P zur Erklärung der Schlußfiguren mehr Aufmerksamkeit aufwenden muß, um nicht „herauszukommen“, als beim Arbeiten mit inhaltlichen Beispielen.

Neben der Entlastung des Denkens soll durch die Zeichensprache vor allem größtmögliche „Exaktheit“ der logischen Ableitungen gewährleistet werden. Die philosophischen Beweise sollen die Strenge mathematischer Ableitungen erlangen; nur so verdienen sie den Namen „Beweis“; denn, sagt H. Scholz (a. a. O. 44) „ein Beweis ist entweder ein Beweis, den ein Mathematiker anerkennt, oder er ist überhaupt kein Beweis“. Wenn der letzte Satz auf den deduktiven Schluß, seiner bloßen logischen Form nach betrachtet, eingeschränkt wird, können wir uns mit ihm einverstanden erklären. Die Deduktion rein als solche, als Verhältnis der Vordersätze zum Schlußsatz, kennt in der Philosophie keine anderen Gesetze als in der Mathematik.

Nur hat die *reine Deduktion* in der Philosophie längst nicht die Bedeutung wie in der Mathematik. In der Mathematik werden aus verhältnismäßig wenigen Ursätzen in rein deduktivem Verfahren immer neue Folgerungen gewonnen; die Ableitungen selbst sind oft recht lang und schwer zu überschauen; da aber die Ursätze zu meist nicht in Frage gestellt werden, kommt alles auf die Richtigkeit und Genauigkeit der Ableitungen an. Das legt die Anwendung einer Zeichensprache nahe, zumal auf diese Weise auch die Über-

sicht über den ganzen Beweisgang bedeutend erleichtert wird. Ganz anders liegen die Dinge in der Philosophie. Hier sind lange Beweisketten rein deduktiver Art selten. Gewiß kommen zuweilen schwierige, verwickelte Gedankengänge vor; aber sie sind kaum je rein deduktiv; es treten vielmehr, wie wir noch näher begründen werden, immer wieder neue unvermittelte Sätze in die Beweiskette ein, deren Einsehen immer wieder eine Rückübersetzung der willkürlichen logistischen Zeichen in inhaltgefüllte Begriffe fordern würde. Wenn es so tatsächlich kaum je zu einem längeren bloßen „Rechnen“ mit festen Begriffsgrößen kommt, sondern immer wieder nach einem oder zwei Syllogismen die Zeichen aufgelöst werden müßten, dann ist leicht einzusehen, daß die Anwendung der Zeichensprache nur als eine lästige und unnötige Umständlichkeit empfunden werden muß.

Überhaupt kann man sich des Eindrucks nur schwer erwehren, daß sich die eifrigen Befürworter des logistischen Verfahrens über die Eigenart eigentlich philosophischen Denkens zu wenig Rechenschaft geben. Sie setzen mehr oder weniger bewußt voraus, das Verfahren der Philosophie sei das nämliche wie das der Mathematik, die vielen Meinungsverschiedenheiten der Philosophen könnten also nur von Ungenauigkeiten der Beweisführung herrühren und müßten sich bei wirklich „exaktem“ Denken leicht überwinden lassen. Tatsächlich liegen die Dinge aber ganz anders. Über die Schlüssigkeit der Ableitungen als solcher, d. h. darüber, welche Folgerungen sich mit logischer Notwendigkeit ergeben, wenn diese und jene Voraussetzungen gemacht werden, darüber würden sich auch die Philosophen mit Leichtigkeit verständigen. Der Streit beginnt bei den Voraussetzungen. Und über deren Wahrheit oder Falschheit kann auch mit der exaktesten Logistik nichts ausgemacht werden. Darum kann sie kaum etwas zur Schlichtung der alten Meinungsverschiedenheiten beitragen.

Aber, könnte man entgegnen, ist nicht damit schon viel gewonnen, daß genau festgestellt wird, unter welchen Voraussetzungen dieser oder jener Satz bewiesen werden kann? Müssen nicht, wenn man zu standfesten, unangreifbaren Ergebnissen gelangen will, die „Beweisbarkeitsfragen“ auf bestimmte Voraussetzungen bezogen und so „relativiert“ werden? Ist nicht die Mathematik durch die so verstandene „axiomatische Methode“ von allen unlösbaren Fragen nach der „Evidenz“ der Ursätze befreit worden? Mag sein; aber was ist der Kaufpreis dafür? Daß die ganze Mathematik nicht eine unbedingte Aussage mehr enthält, sondern zu einem einzigen großen Bedingungssatz wird: Wenn diese und jene Voraussetzungen gemacht werden, dann ergeben sich diese und jene Folgerungen. Ein Mathematiker mag sich vielleicht damit abfinden können, ein echter Philosoph nie und nimmer. Denn das hieße,

die philosophischen Fragen ihres Ernstes völlig berauben und die Philosophie in ein harmloses logisches Spiel auflösen. Solange man eben nur den rechnenden Verstand, eine entwurzelte Ratio, einzusetzen bereit ist, enthüllt sich von der Welt auch nur ein wesenloses Beziehungsgefüge, der lebendige Gehalt aber geht verloren<sup>3</sup>, auf die entscheidenden letzten Fragen erhält man keine Antwort.

Der echte Philosoph verlangt nicht so sehr zu wissen, unter welchen Voraussetzungen dieser oder jener Satz beweisbar ist, als vielmehr, ob er wahr ist; und wenn die Entscheidung dieser Frage von der Wahrheit der Voraussetzungen abhängt, so kommt ihm eben alles auf die Wahrheit dieser Voraussetzungen an. Wenn ihm von Logistikern gesagt wird, die letzten Voraussetzungen beruhten nur auf Verständigung, auf Übereinkunft, so muß er das geradezu als bitteren Hohn auf sein Streben nach unbedingter Wahrheit auffassen. Die Wahrheit letztlich von einer willkürlichen Festsetzung, von einem Mehrheitsbeschluß, abhängig sein lassen, das wäre die oberflächlichste Abart des Relativismus. Die Wahrheit der ersten, unvermittelten Sätze kann nur durch unmittelbare Erfahrung, soweit es sich um Einzeltatsachen, oder durch Einsicht, soweit es sich um Wesensnotwendigkeiten handelt, erkannt werden. Die erste Art der Wahrheitssicherung steht hier nicht zur Frage, da sie nicht die allgemeinen Sätze bietet, die für alles Schließen vorausgesetzt werden. Entscheidend für alles philosophische Denken ist also die *unmittelbare Einsicht* in wesensnotwendige Sachverhalte, der „*intellectus principiorum*“ der Scholastik.

Gewiß muß sich auch die Mathematik letztlich auf unmittelbare Einsichten stützen, wenn sie unbedingte Aussagen machen will. Aber sie kommt mit einer verhältnismäßig geringen, fest umschriebenen Zahl von Ursätzen aus, während das philosophische Denken nur durch immer erneuten Einsatz ursprünglicher Einsichten wirklich voranschreitet. Schon Thomas von Aquin hat in den wissenschaftstheoretischen Untersuchungen des Kommentars zu Boethius, *De trinitate* treffend bemerkt, das Verfahren der Mathematik sei vorzüglich ein „*procedere disciplinabiliter*“, ein Voranschreiten in formgerechten Beweisen, während der Metaphysik vor allem das „*procedere intelligibiliter*“, das Voranschreiten durch Einsicht zukomme<sup>4</sup>. Gewiß bediene sich auch die Metaphysik des Schlußverfahrens, aber ihre Schlüsse behielten eine besondere Nahestellung zur ursprünglichen Schau der Grundsätze<sup>5</sup>.

<sup>3</sup> Vgl. Max Wundt, *Die Sachlichkeit der Wissenschaft*, Tübingen 1940, bes. S. 33 f.

<sup>4</sup> In *librum Boethii De trinitate expositio* q. 6 a. 1.

<sup>5</sup> Ebd. q. 6 a. 1 qc. 3 ad 1: *eius ratiocinatio est intellectuali considerationi propinquissima, et conclusiones eius principiis.*

Tatsächlich durchdringt das Einsehen immer neuer Wesenszusammenhänge das Ganze der philosophischen Gedankenentwicklung. Eine philosophische Begründung ist zumeist nicht ein reines, bloß nach den logischen Schlußregeln sich vollziehendes Ableiten aus gegebenen, im Verlauf der Denkbewegung weder vermehrten noch weiter entfalteten Grundbegriffen und Grundsätzen, sondern das, was die Denkbewegung eigentlich vorantreibt, ist das schrittweise Entfalten der gegebenen Inhalte, die innere Bewegung der Begriffe zu größerer Tiefe und Fülle. Logisch stellt sich dieses Fortschreiten des Gedankens als ein Einfügen immer neuer Ursätze in den Beweisgang dar. In diesen Sätzen entfaltet jeweils das Prädikat den Subjektbegriff zu größerer Fülle. Das kann durch bloße Erläuterungsurteile (streng „analytische“ Urteile) geschehen, in denen das Prädikat eine im Subjekt schon unentfaltet mitgedachte Bestimmung ausdrücklich heraushebt. Was aber die Denkbewegung eigentlich vorantreibt, das ist die Hinzufügung neuer, im anfänglichen Begriff des Subjekts noch nicht enthaltener Bestimmungen, die aber als notwendig mit dem Inhalt des Subjektbegriffs mitgegeben, aus ihm „folgend“, in unmittelbarer Einsicht erfaßt werden. Es handelt sich dann um die Entfaltung eines im anfänglichen Mindestbegriff eben hinreichend umrissenen Wesens in die Fülle seiner wesentlichen Aspekte und Beziehungen (*propria*) hinein. Man kann hier, ohne Mißverständnisse befürchten zu müssen, von apriorischer Synthese sprechen. Sie, und nicht die (im Sinn bloßer Zergliederung verstandene) Analyse oder die (als solche auch rein analytische) Deduktion ist im philosophischen Denken die eigentlich vorandrängende Kraft<sup>6</sup>.

Damit ist aber klar, daß die logistische Zeichensprache für die Darstellung eigentlich philosophischer Gedankengänge unangemessen ist. Schon die bloße Begriffsanalyse wird unmöglich gemacht, wenn an Stelle des inhaltgefüllten Begriffswortes ein nichtssagender Buchstabe tritt. Erst recht ist damit der Weg zum Erfassen neuer Seiten und Wesensbeziehungen der Sache versperrt, da diese nun einmal dem Blick des Geistes entzogen ist. Vielleicht ist hier der entscheidendste Grund für die Unangemessenheit der logistischen Zeichensprache für philosophisches Denken offenbar geworden. Im philosophischen Denken kommt alles auf möglichste *Sachnähe* an, diese aber wird durch die von allem Sachgehalt entleerten Zeichen gerade gehindert. Jeder, der etwas Erfahrung in philosophischem Arbeiten hat, kennt die Gefahr des „Verbalismus“: Abstrakte Begriffsworte, die in knappster Prägung einen reichen gedanklichen Gehalt festhalten wollen, scheinen geradezu die Neigung zu haben, sich zu verselbständigen, die Fühlung mit den Dingen zu verlieren

<sup>6</sup> Vgl. Joh. B. Lotz S. J., *Metaphysik und apriorische Synthese*: Schol 12 (1937) 392—399.

und damit zu erstarrten und entleerten Formeln und abgegriffenen Rechenpfennigen zu werden. Erliegt das Denken dieser Gefahr, so tritt an Stelle lebendigen, sachnahen Philosophierens ein unfruchtbares, ödes Spiel mit leeren Worthülsen. Sollte diese Gefahr nicht noch verschärft werden, wenn für die Begriffsworte formelhafte, bewußt von allem Inhalt entleerte Zeichen eingesetzt werden?

Aber wenn die Zeichensprache für das Neuerarbeiten philosophischer Erkenntnisse nicht in Frage kommt, hat sie nicht doch ihre Bedeutung für eine möglichst übersichtliche, begrifflich scharfe und die Nachprüfung erleichternde Darstellung der erarbeiteten Gedanken? Aus diesen Gründen kleidet man ja auch oft die Gedanken, die im lebendigen Denkvollzug zunächst formlos entwickelt wurden, nachträglich in syllogistische Form; die Anwendung der logistischen Zeichensprache würde dann nur bedeuten, daß diese Form zu noch größerer Strenge gebracht wird. Die Möglichkeit solchen Vorgehens wollen wir nicht leugnen; nur fragt sich, ob es der Eigenart philosophischer Beweise angemessen ist. Auch in der Darbietung philosophischer Beweise in syllogistischer Form wird ein kluger Lehrer darauf bedacht sein, den natürlichen Fluß der Gedanken möglichst zu erhalten und nicht Zusammengehöriges auseinanderzureißen. Bei Anwendung der logistischen Zeichen müßten aber zuerst alle unmittelbaren Sätze, die im ganzen Verlauf der Gedankenentwicklung vorkommen, zusammengestellt und in Formeln übersetzt werden; erst dann könnten aus diesen Voraussetzungen die Folgerungen entwickelt werden; sonst ergäbe sich, wie wir oben zeigten, die Notwendigkeit immer erneuten Rückübersetzens der Formeln. Aber eine je vollständigere Aufzählung der Ursätze bei diesem Verfahren erstrebt wird, um so unnatürlicher wird das Ganze erscheinen. Die Ableitungen werden in den meisten Fällen so kurz sein, daß man nicht einsieht, warum dafür ein so verwickeltes Formelwerk aufgeboten werden soll. Die Ursätze aber sind aus dem lebendigen Zusammenhang des Gedankens herausgerissen, in ihrer unverbundenen Nebeneinanderreihung wirken sie verwirrend, ihr eigentlicher Sinn, der erst nach Erreichung einer bestimmten Stufe der gedanklichen Entwicklung sich enthüllen kann, bleibt mehr oder weniger rätselhaft. Kurz: Es wird nicht das Verfahren dem Gegenstand angepaßt, sondern der Gegenstand in die vorgefaßte Schablone eines ihm nicht angemessenen Verfahrens hineingezwängt.

Solange wir uns auf die Betrachtung der rein erkenntnismäßigen Bedingungen philosophischen Denkens beschränken, ist mit dem Gesagten unser Hauptbedenken gegen die Anwendung der logistischen Zeichensprache zum Ausdruck gebracht. Weitere Bedenken seien nur kurz angedeutet. Die Frage liegt nahe: Wie kommt es,

daß in Mathematik und Logik die reine Deduktion eine so hervorragende Rolle spielt, so daß die Anwendung rechenhafter Zeichen hier entsprechend erscheint? Und warum verhält es sich in der Seinsphilosophie anders? Der letzte Grund muß wohl in der Eigenart des beiderseitigen Gegenstandes zu suchen sein. *Logik und Mathematik* scheint gemeinsam zu sein, daß sie *Wissenschaften von Beziehungen* sind. Die Logik betrachtet die mit der Abstraktheit unserer Begriffe gegebenen formalen Beziehungen der Denkinhalte untereinander, die in weitgehendem Maß von der Besonderheit dieser Inhalte unabhängig sind und auch bei inhaltlich durchaus verschiedenen Beziehungsgliedern sich in eindeutig gleicher Weise verwirklichen. Daher können die bestimmten Inhalte vernachlässigt und durch beliebige Zeichen ersetzt werden, und auch die Beziehungen selbst lassen sich leicht durch Zeichen darstellen; die vielfältigen Zusammenhänge dieser Beziehungen aber, die oft ein reichgegliedertes Gefüge ausmachen, stellen sich für uns in der Form der Deduktion dar. Ähnlich ist es in der Mathematik. Sie betrachtet die mannigfachen Beziehungen der großenhaften Gebilde untereinander. Diese Gebilde sind zwar inhaltlich mehr bestimmt als die Träger der logischen Beziehungen, aber dieser Inhalt, der sich auf wenige großenhafte Merkmale beschränkt, ist leicht vollständig erfaßbar, dazu streng eindeutig und stets gleichbleibend; darum kann er leicht durch Zeichen ersetzt werden, zumal diese Zeichen die gemeinten, scharf umgrenzten und leicht übersehbaren Inhalte wie von selbst immer wieder in Erinnerung rufen. Auch die mathematischen Beziehungen selbst, wie etwa Gleichheit, Größer-, Kleiner-, Parallelsein, verwirklichen sich in weitgehender Unabhängigkeit von der Besonderheit ihrer Träger stets in gleicher Weise und schließen sich zu reichgegliederten Beziehungsgefügen zusammen. Darum ist auch hier die Darstellung durch formelhafte Zeichen angemessen und lohnend.

Ganz anders verhält es sich mit der *Seinsphilosophie* (Naturphilosophie und Metaphysik). Hier handelt es sich nicht um abstrakte Beziehungen, die ohne Schwierigkeit losgelöst von der Besonderheit ihrer jeweiligen Träger betrachtet werden können, sondern um den *innern Wesensbau der Dinge* selbst, der mehr und mehr in seiner Fülle erschlossen werden soll. Freilich gehört dazu auch die Aufdeckung der Wesensbeziehungen der Dinge; aber diese Wesensbeziehungen sind (als „transzendente Beziehungen“) ganz anders im Seinsbestand der Dinge verwurzelt und darum nicht losgelöst von ihm erfaßbar. Darum bringt hier nicht das Herstellen und Durchforschen rechenhafter Zusammenhänge den Fortschritt der Erkenntnis, sondern ein immer wieder erneutes und vertieftes Sichversenken in das Wesen der Dinge. Und das läßt sich nicht auf Formeln bringen.

Inwieweit auch der *analoge Charakter der metaphysischen Begriffe* der Anwendung der logistischen Zeichensprache besondere Schwierigkeiten entgegengesetzt, soll hier nicht weiter untersucht werden. Sicher besteht auch hier noch eine Frage, die nicht zu leicht genommen werden darf.

Alle bisher erwähnten Bedenken bezogen sich nur auf die rein erkenntnismäßigen Bedingungen philosophischen Denkens. Aber schließlich ist *Philosophie* nicht Sache eines aus allen Lebensbezügen losgelösten reinen Verstandes, sondern — wenn wir von der Theologie absehen — mehr als jede andere Wissenschaft *Angelegenheit des ganzen lebendigen Menschen*. Die logistischen Formeln sprechen aber nur den Verstand an, und auch diesen nicht in seiner dem Sein im Ganzen und dem Göttlichen geöffneten geistigen Wesenstiefe, sondern gleichsam nur in seiner äußerlichsten Schicht, eben den Verstand nur als rechnende und als solche wertblinde Ratio. Selbst wenn es z. B. nicht unmöglich wäre, jemandem eine glatt aufgehende logistische Rechnung vorzulegen, deren Endformel bedeuten würde: „Es gibt einen Gott“, selbst dann könnte man nicht erwarten, es müsse sich nun jeder notwendig überzeugen lassen. Unseres Erachtens dürfte man das einem lebendigen Menschen nicht einmal zumuten. Wenn es sich darum handelt, einige fünfstellige Ziffern zusammenzuzählen, kann man sich vernünftigerweise auf die Umdrehung der Kurbel einer Rechenmaschine verlassen, aber wo es sich um letzte Entscheidungen handelt, wäre es gegen die Würde des Menschen, sie sich durch eine Art mechanisierten Denkens vorschreiben zu lassen. Er wird und muß vielmehr verlangen, die wirklichen Zusammenhänge entsprechend seiner Fassungskraft selbst zu durchschauen und lebendig zu erfassen.

Der ganze Plan einer in Formeln gesetzten Philosophie beruht auf einer einseitigen und überspitzten Betonung der Wissenschaftlichkeit der Philosophie. Gewiß ist die Philosophie Wissenschaft, und darum ist der den logistischen Bestrebungen zugrunde liegende Wille nach Klarheit und Genauigkeit des sprachlichen Ausdrucks durchaus berechtigt. Aber wir müssen es ablehnen, daß die logistische Zeichensprache der einzige Weg zu diesem Ziel ist. Wie wir zeigten, ist die Formelsprache schon vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus dem Gegenstand der Philosophie wenig angemessen. Dazu kommt, daß die Philosophie ihrer ganzen Absicht nach nicht nur „Wissenschaft“ ist, sondern auf „Weisheit“ zielt. Die Forderung nach Lebendigkeit und Lebensnähe, die damit gegeben ist, steht freilich in einem gewissen Spannungsverhältnis zur Forderung der Wissenschaftlichkeit, aber doch nicht so, daß zwischen beiden Forderungen ein unvereinbarer Gegensatz obwaltet. Im Gegenteil, die völlige Vernachlässigung der einen

Seite würde auch die jeweils andere Seite schwer schädigen oder ganz aufheben. Gewiß kann es ein Mehr oder Weniger an wissenschaftlicher Genauigkeit oder unmittelbarer Lebensnähe geben, je nachdem die Absicht mehr auf streng wissenschaftliche Begründung oder auf lebendige Verkündung geht. Aber auch die lebendigste Verkündung darf die begriffliche Klarheit nicht außer acht lassen, wenn sie nicht zu leerem Gerede entarten soll, und die wissenschaftlichste philosophische Forschung muß in ihrer geistigen Haltung und ihrem sprachlichen Ausdruck der Würde ihres Gegenstandes angemessen bleiben und eben dadurch die Fühlung mit der Gesamtwirklichkeit des Lebens behalten, wenn ihr nicht schließlich ihr eigener Gegenstand entgleiten soll.

## **Die Lehre des Franz Suarez über den ursprünglichen Träger der Staatsgewalt und ihre Kritik durch Viktor Cathrein.**

Von Johann Bapt. Schuster S. J.

Die Lehre vom Volk als dem ursprünglichen Träger der staatlichen Gewalt will Antwort geben auf die Probleme der sogenannten ursprünglichen Staatswerdung eines Volkes aus einem vorstaatlichen, sippenhaften Verband. In einem loseren Verband von vielen Familien gibt es noch keine staatliche Gewalt. Ist jedoch dieser Verband zu einer staatlichen Organisation gelangt, dann existiert die staatliche Herrschaftsgewalt, und es ergeben sich drei Hauptfragen: Wo liegt die Quelle dieser neuen Gewalt, wie kommt der Übergang vom vorstaatlichen Sein zum Staat zustande, und wo ruht in dem neu gewordenen Staat ursprünglich die Regierungsgewalt? Die erste Frage findet in der Scholastik eine ganz einheitliche Antwort: Die Staatsgewalt ist nicht das Produkt eines privaten Sammelwillens einer Vielheit, sondern wird von Gott unmittelbar kraft natürlichen Gesetzes verliehen. Nicht so einheitlich wird die zweite und dritte Frage beantwortet. Suarez und mit ihm wohl die ganze opinio communis seiner scholastischen Zeitgenossen nimmt an, daß ein gewisser Staatsgründungswille wenigstens als Bedingung ursprünglichen Werdens eines Staates erforderlich ist und daß die dabei vom Schöpfer gegebene Staatsgewalt natürlicherweise nicht einem bestimmten Menschen oder einer Personen-Gruppe, sondern dem ganzen Volk als solchen verliehen wird. Das Volk als Ganzes ist ursprünglicher Träger der Staatsgewalt, so daß eine wahre, wenn auch oft genug nur stillschweigend vollzogene